

Verlag Bibliothek der Provinz

Klaus Wieser
ONKEL EMMERICH

Gruber Geschichten

Klaus Wieser
ONKEL EMMERICH
Gruber Geschichten

Lektorat: Dr. Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99126-228-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Coverfoto: Klaus Wieser

ONKEL EMMERICH

I

Emmerich Haidinger war der Bruder von Grubers Großmutter mütterlicherseits, genau genommen also sein Großonkel. Gruber sagte aber immer Onkel Emmerich zu ihm und niemanden störte das. Er lebte mit seiner Frau in einem Einfamilienhaus mit großem Garten, keine zweihundert Meter von dem Zinshaus entfernt, in dem Gruber aufwuchs. Der Großonkel war einer dieser Männer, die sich immer mit irgendetwas beschäftigten. Wochentags sah man ihn ausschließlich in einem hellgrauen Arbeitsmantel, den er sowohl in der Werkstatt als auch während der Gartenarbeit trug. An Sonntagen aber legte das Ehepaar Haidinger feine Kleider an, nicht, wie man mutmaßen könnte, um den Gottesdienst zu besuchen, sondern um eine Spazierfahrt mit dem Auto zu unternehmen. Ausschließlich am Tag des Herrn startete Onkel Emmerich seinen Wagen, das aber regelmäßig, wie das Amen im Gebet, welches er konsequent verweigerte. Diese als „Landpartien“ bezeichneten Ausflüge waren sein Ersatzgottesdienst, Emmerich liebte seine Fahrzeuge wie sich selbst.

In den frühen Sechzigerjahren war die kleine niederösterreichische Ortschaft, von der hier die Rede ist, noch eine verkehrsberuhigte Zone. Die Dorfkinder spielten Völkerball, Tempelhüpfen, Versteinern oder Räuber und Gendarm auf den Straßen. Nur vereinzelt waren VW-Käfer, Puch 500 oder Simca 1000 im Umlauf, der Straßenverkehr setzte sich hauptsächlich aus Steyr-Waffenrädern, Mopeds der Marke Puch MS 50 oder DS 50 und Fußgängern zusammen, der Ortsbauer war zeit-

weise noch mit dem Pferdefuhrwerk oder seinem Ochsen gespannt unterwegs. Onkel Emmerich jedoch besaß zuerst einen Auto Union Sport 1000, das war ein dem legendären Ford Thunderbird nachgebautes, hellblaues Zweisitzer-Coupé, dann eine DKW Junior-Limousine und schließlich ein NSU Spider-Cabrio. Deshalb galt er im Ort als eine Art Dandy, der seinen Narzissmus nicht durch ausgefallene Kleidung, sondern durch seinen extravaganten Fuhrpark inszenierte. „Wie konnte so ein Ästhet wie der Onkel Emmerich eine Frau wie die Tante Inge heiraten“, fragt Gruber sich heute, „ob er da nicht eher das Haus geheiratet hatte?“ Tante Inge, einige Jahre älter als Onkel Emmerich, war eine ausgemergelte, eckig-kantige Person, herb im Umgang mit den Nachbarn, auch mit den Kindern wurde sie nicht wirklich „warm“, wie man damals so sagte. Obwohl, an das eine oder andere ihm heimlich zugesteckte Stück Kuchen erinnert sich Gruber durchaus. Stets war sie entweder mit Gartenarbeit beschäftigt gewesen oder sie wirtschaftete in der Küche herum. In Erinnerung geblieben sind Gruber besonders ihre verkrüppelten Gicht-Finger, er hatte ihr als Kind nicht gerne die Hand gegeben.

Die Wochenendausflüge der Haidingers mit dem Wagen blieben bis ins hohe Alter Tradition. Der Verkehr im Dorf hatte im Laufe der Jahrzehnte stark zugenommen und die Ausfahrt aus der Garage wurde immer mehr zum Problem, besonders als Onkel Emmerichs Sehstärke deutlich nachließ, er dies jedoch verheimlichte, weil er aus Eitelkeit keine Brille tragen wollte. Das Garagentor befand sich unmittelbar am Straßenrand, und da er stets im Vorwärtsgang einparkte, bekam er bei der Ausfahrt im Rückwärtsgang kaum etwas davon mit, was sich auf der Straße abspielte. Sein Wagen stand schon zur Hälfte

auf der Gegenfahrbahn, bis Emmerich endlich uneingeschränkte Sicht hätte haben können, wenn er nicht schon beinahe blind gewesen wäre. In seinen ersten Autofahrerjahren war er immer nach dem Motto „Letzte Woche ist auch niemand gekommen“ einfach rausgefahren, auch hatte er damals noch beim Einparken im Retourgang in die Garage hinein „getroffen“ und es deshalb bei der Ausfahrt deutlich einfacher gehabt. Außerdem war er ohnehin stets der Ansicht gewesen, die anderen Verkehrsteilnehmer hätten gefälligst aufzupassen, wenn er ausfahre. Davon war er solange überzeugt, bis es zum ersten Mal „krachte“ und bei der anschließenden, von ihm selbst angestregten Gerichtsverhandlung der Bezirksrichter ihm mehrmals erklären musste, dass Emmerich sich mit seiner Meinung im Irrtum befände und das Recht keinesfalls auf seiner Seite hätte.

Ab diesem Zeitpunkt jedenfalls stand vor den motorisierten Landpartien eine Fleisch gewordene Vorsichtsmaßnahme in Gestalt der Tante Inge auf der Straße. Säbelbeinig und breithüftig stoppte sie in Faltenrock, geblümter Bluse und Häkeljacke den dörflichen Durchzugsverkehr. Mitten auf der Fahrbahn stehend „fuchtelte“ sie mit dem extra zu diesem Zweck abgenommenen Kopftuch herum, damals waren Kopftuch tragende Österreicherinnen keine Seltenheit, oder mit ihrer abgegriffenen Handtasche, während Emmerich ruckartig seinen Wagen aus der Garage manövrierte. War das gelungen, ließ er den roten Astra, seinen letzten, zugegeben etwas konservativen Wagen, beide Fahrstreifen blockierend im Leerlauf stehen, um das Garagentor zu schießen und selbiges, gewissenhaft wie er war, zwei Mal abzusperren. Ganz Gentleman öffnete er anschließend seiner Gemahlin die Beifahrertür und wartete ab, bis Tante Inge das Kopftuch

umständlich wieder umgebunden und Platz genommen hatte. Nach einer angedeuteten Verbeugung schloss er die Tür, umrundete seinen Wagen und stieg endlich selber ein. Der Motor heulte auf und Emmerich Haidinger setzte sein Automobil in Bewegung.

II

Betrat man das Grundstück des Onkels, erblickte man rechts einen großzügig angelegten Gemüsegarten und dahinter, als Sichtschutz zur Hauptstraße hin gepflanzt, eine Hecke aus heimischen Sträuchern. Hinter dem Wohnhaus lagen noch Werkstatt und Garage, deren bereits beschriebene Einfahrt sich auf der gegenüberliegenden Seite befand. Unter dem Zwetschkenbaum linker Hand thronte eine von Onkel Emmerich selbst aus kleinen Steinen und Beton errichtete, mit einer Fahne und einem Windrad geschmückte Ritterburg. „Betreten verboten“ stand auf einem im Burggraben angebrachten Metallschild, und das nicht ohne Grund: Onkel Emmerich konnte spielende Kinder nicht ausstehen, der Lärm ging ihm auf die Nerven. „Wer Hunde und kleine Kinder hasst, kann kein ganz schlechter Mensch sein“, zitierte er gerne den amerikanischen Schauspieler und Komiker William Claude Fields. Trotzdem lehnte er jedes Jahr im Frühsommer eine Holzleiter an die Garage und der kleine Gruber und sein Cousin Willy durften auf das Dach klettern, von dem aus man köstliche Herzkirschen pflücken konnte, auf die sich die beiden Buben schon im Frühling freuten.

Onkel Emmerich selber war in seiner Kindheit ein sehr aufgewecktes Bürschlein gewesen, einige seiner Strei-

che, die an Astrid Lindgrens „Michel aus Lönneberga“ erinnerten, wurden seit Jahrzehnten innerhalb der Verwandtschaft bei passender Gelegenheit zur Erheiterung hervor„gekrant“. Für den kleinen „Emmerl“, wie er damals genannt wurde, war es entschieden von Nachteil, dass in seiner Kindheit die „schwarze Pädagogik“, insbesondere die Prügelstrafe, nicht nur in den Schulen, sondern auch im trauten Familienkreise der erzieherischen Weisheit letzter Schluss war. Es oblag dem Vater, als Oberhaupt, die zahlreichen Verfehlungen seines umtriebigen Sohnes durch körperliche Züchtigung zu bestrafen, und der angesehene Kaufmann Haidinger kam dieser Aufgabe mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt nach. Der Ledergürtel sauste gelegentlich mit solcher Gewalt auf den nackten Kinderpopo nieder, dass es nur so schnalzte und tiefrote Striemen als Spuren der väterlichen Liebe zurückblieben. Wenn er Glück und der Vater gerade wenig Zeit hatte, ersparte der Bub sich diese Tortur und kam mit ein paar saftigen Ohrfeigen und dem Spruch „Was soll nur aus dir werden?“ relativ ungeschoren davon.

Eines Tages hatte sich Emmerich aus Jux und Tollerei eine Erbse in ein Nasenloch geschoben, das andere mit dem Zeigefinger abgedichtet und die Hülsenfrucht mit Überdruck regelrecht aus der Nase heraus „geschossen“. Das machte Spaß und wurde daher mehrmals wiederholt. Der Knabe entdeckte bald, dass je weiter nach oben er die Erbse schob, diese sich um so heftiger aus seiner Nasenkanone katapultieren ließ. So lange schob er die Munition immer weiter nach oben, Kinder sind Meister im Ausreizen, bis er die Erbse doch um ein kleines Stück zu weit nach oben geschoben hatte, und diese irgendwo in den Nebenhöhlen stecken blieb. Er konnte machen, was er wollte, für die Hülsenfrucht gab es kein Zurück.

Der kleine Emmerl hatte also eine Erbse in der Nase, das passte gut zu einem der größten Radiohits Mitte der 60er Jahre. „Bohnen in die Ohren“, gesungen vom US-amerikanischen Schlagersänger „Gus“ Backus, der im deutschsprachigen Raum schon mit „Da sprach der alte Häuptling der Indianer“ erfolgreich gewesen war.

Das Schicksal wollte es, dass Emmerich erst vor wenigen Stunden eine ordentliche Abreibung verpasst bekommen hatte, weil er der Nachbarin, nicht zum ersten Mal, mit einem Stein, unabsichtlich natürlich, aber welcher Erwachsene versteht das schon, eine Fensterscheibe eingeworfen hatte. Er zog es also im Interesse seines Wohlergehens vor, seinen Eltern die Sache mit dem körperfremden Objekt in seiner Nase zu verheimlichen. Die Mutter war die erste, der der leicht nasale Unterton in den sprachlichen Äußerungen ihres Sohnes auffiel. Ahmte er etwa gar ihre Schwester Alma nach, die in Wien in den besten Kreisen, im wahrsten Sinne des Wortes, verkehrte? Erst kürzlich war diese auf Besuch gewesen und der ganzen Familie mit ihrer unerträglichen Affektiertheit auf die Nerven gegangen. Hatte sie ihren Neffen sprachlich infiziert, oder war der Bengel trotz Verbotes wieder einmal in den auch im Sommer eisig kalten Mühlbach gesprungen und hatte sich erkältet? Aus dem verstockten Buben war nichts heraus zu bekommen, ihren Gatten wollte sie nicht schon wieder mit den Eskapaden des Missratenen behelligen, der hatte wahrlich Wichtigeres zu tun, also beschloss sie abzuwarten und zu beobachten.

Wärme und Feuchtigkeit sind optimale Bedingungen für Saatgut. Eingebettet in Emmerichs Nasenschleimhaut dauerte es nicht lange, bis die Natur sich in Gestalt eines Triebes ihren Weg in Richtung Licht bahnte. Das hatte zur Folge, dass der Sohn auffallend häufig die Luft durch

das Nasenloch, in dem es spross, einzog. Auch kratzte er ständig an seiner Nase herum und seine Aussprache gemahnte mittlerweile an die der Wiener Hocharistokratie. Es musste sein, der Bub wurde, sich heftig zur Wehr setzend, dem Gemeindefeldarzt vorgeführt, der nicht schlecht staunte, als er mit einer Pinzette den schon einige Zentimeter langen Erbsen-Keim aus des Knabens Nase zog.

III

Aufgewachsen war Emmerich im Stammhaus der Familie Haidinger, in dem sich im unteren Stockwerk, gegenüber des Haupteinganges der Zementfabrik, die traditionsreiche Gemischtwarenhandlung befand, die auch dem kleinen Gruber nicht ganz unbekannt war. Er durfte manchmal seine Mutter begleiten, wenn die beiden Siphon-Flaschen leer getrunken waren und neu befüllt werden mussten. In großen, dickwandigen Gläsern gab es am Ladentisch unglaubliche Köstlichkeiten zu bestaunen. Manner Karamellbonbons, Stollwerck Zuckerl, Bazooka Kaugummis, weiß-rote Zucker-Schlecker und daneben aufgestapelt die Bensdorp Schokolade. Flache Riegel in Silberpapier mit blauen, grünen oder roten Schleifen, zwei österreichische Schillinge damals pro Stück, weniger als heute 15 Eurocent, und trotzdem ein kaum leistbarer Genuss. Mehr als eine Füllung für seinen Donald Duck PEZ-Spender war selten „drinnen“ für den kleinen Gruber und oft gab es nur das eine oder andere Bonbon, das ihm beim Kauen auf dem Heimweg die Zahnzwischenräume verklebte und in dessen fester, dunkelbrauner Zuckermasse, wenn man kräftig hinein biss, beinahe die Zähne picken blieben.

Nur wenige hundert Meter vom Haus der Haidingers entfernt befand sich der von Ordensschwestern geführte Kindergarten, den auch Gruber einige Jahre besuchte. Es herrschte eiserne Disziplin, die von der Oberin mitunter mit drakonischen Mitteln eingefordert, bzw. deren Nichteinhaltung mit ebensolchen bestraft wurde. Gruber zum Beispiel wurde mehrere Male von den Aufseherinnen gefesselt. Dabei musste er beide Hände in einen großen Lederhandschuh stecken, der dann fest zugebunden wurde. Anschließend wurde Gruber in ein Fach eines Schubladenkasten gesteckt, weil er gerauft, nicht ordentlich aufgegessen oder während der Mittagsruhe nicht geschwiegen hatte. Tatsächlich war Gruber im zarten Alter von vier Jahren zum ersten Mal heftig verliebt gewesen und hatte ein einziges Mal laut „Maria, ich liebe dich!“ in die absolute Stille der Mittagsruhe hinein gerufen.

Aus seinem Schubladengefängnis befreit und somit von seinen Erstickungsängsten erlöst wurde Gruber erst, wenn er nicht mehr um Hilfe schrie, wenn man einige Zeit „absolut nichts mehr von ihm hörte“, wie es die fromme Ordensfrau befohlen hatte. Auch in die stockfinstere Speisekammer hatte ihn die Schwester Oberin einmal gesperrt, allerdings hatte sie das sehr schnell bereut, denn Gruber war zuvor nicht gefesselt worden und wischte in seiner Panik einige Behältnisse mit selbst gemachter Marmelade und mehrere Rex-Gläser mit eingelegten Birnen oder Pfirsichen von den Regalen, worauf diese am Steinboden aufschlugen und mit einem dumpfen Knall regelrecht explodierten. Der kleine Gruber wurde zwar aus dem dunklen Magazin befreit, allerdings nur um ihn in den gefürchteten Schubladenkasten zu übersiedeln, außerdem bekam er einen Monat lang keine Nachspeise. Man darf sich nicht wundern, wenn Gruber heute unter leichten klaustrophobischen Anwand-

lungen leidet, sich in engen Auf- und Anzügen und ganz besonders in der Röhre eines Computertomographen nicht wirklich wohl fühlt und auch keine Krawatten tragen kann, ohne das Gefühl zu haben, gewürgt zu werden und über kurz oder lang zu ersticken.

Im Bereich der Zufahrtsstraße zu Onkel Emmerichs Anwesen, einem dafür optimalen Trainingsgelände, weil eben und fast ohne Verkehr, hatte Gruber das Radfahren erlernt. Ohne Stützräder schaffte er es schließlich bis zum letzten Gebäude der kleinen Siedlung, in dessen Garten als optische Belohnung ein kleiner Seerosenteich mit vielen Goldfischen auf den tüchtigen Radfahrer wartete. Unmittelbar dahinter lag die nach starkem Regen oft überschwemmte Wiese, ein Paradies für die Kinder. Barfußig und in kurzen Lederhosen bauten sie Staudämme oder tollten sonstwie im knietiefen Wasser herum.

Auch die ersten und gleichzeitig letzten Meter mit dem Moped des Vaters hatte Gruber hier, zehnjährig, zurück gelegt, wobei er prompt vom Dorfgendarmen ertappt wurde. Der Herr Inspektor war ohnehin nicht gut auf Gruber zu sprechen, weil ihn dieser nur wenige Tage zuvor, mit dem Rad unerlaubt auf dem Gehsteig fahrend, in einer unübersichtlichen Kurve gerammt und dabei – wenn auch nur geringfügig – verletzt hatte. Anders als damals ließ der Ordnungshüter dieses Mal keine Gnade walten, sondern brummte dem Vater eine Geldbuße auf, die zur Folge hatte, dass das Moped von nun an für Gruber tabu war. Mit Geld war die Familie ohnehin nicht gesegnet gewesen, man konnte sich keine weiteren Gesetzesübertretungen leisten, außerdem schämte sich der Vater, weil einige Nachbarn der Amtshandlung neugierig beigewohnt hatten, er aber nicht gerne im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand.

Klaus Wieser, geboren 1958 im Ybbstal (NÖ), lebt und wohnt seit 1980 in Bad Hall (OÖ).

Veröffentlichungen:

Vier „Mäppchen“ gemeinsam mit Till Mairhofer (Steyr):

2005 EIRE – Ein lyrisches Tagebuch

2006 CRES – Lyrik auf der Flucht

2009 LÖSS – In den Kellergassen

2011 WATT – Aus den Dünen

Zahlreiche Gedichte in Anthologien u.a. Facetten, Rampe

Im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen:

dialog mit der kälte – *gedichte*

mit Graphiken von Erich Fröschl

halbes gelingen – *gedichte*

mit Radierungen von Erich Fröschl

ein wenig noch tanzen – *gedichte*

mit Monotypien von Erich

Fröschl

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien